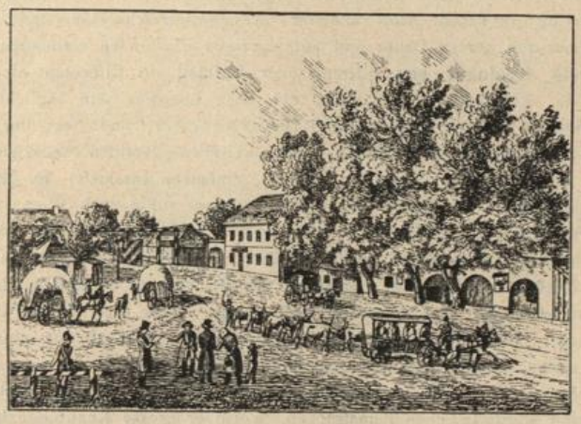
# VIII. CAPITEL.

## Am Tabor, die Tabor- und Brigitten-Au und die übrigen Auen.



Der Tabor war von jeher ein eminent strategischer Punkt. Schon in den Kriegsjahren 1425, 1441 bis 1446 galt er als eine Hauptvertheidigungsstelle gegen Böhmen und Mähren, und die daselbst angelegten Schanzen („Tabor") gaben ihm seinen heutigen Namen. Aus diesem Grunde wurde auch das ganze Donau-Ufer von Aspern bis Korneuburg als fortificatorisches Gebiet betrachtet und selbst in neuerer Zeit diese Eigenschaft nicht aus dem Auge gelassen. Der Verlust des Tabors war auch immer der Verlust der Stadt und des Landes selbst. Dies beweisen die Jahre 1276, 1485, 1529 und die beiden Jahre der französischen Invasion (1805 und 1809). Im Jahre 1805 hatte wohl der Hofkriegsrath zu Wien und die bereits im Felde stehenden österreichischen Generäle alle möglichen Vorbereitungen getroffen, um den anstürmenden Franzosen den Uebergang über die Donau abzuschneiden (was sie noch in letzter Stunde gerettet hätte). Alle Vorbereitungen waren bereits getroffen, um vor Allem die Brücke abzubrennen. Pechkränze, Lunten und Pulver standen in Menge bereit, um auf ein gegebenes Zeichen die Brücke anzuzünden, aber das Zeichen blieb aus; denn ein falsches Gerücht von »Friedensunterhandlungen« machte diese Vorsicht ausser Acht lassen, und diese Kriegslist erleichterte jetzt den Feinden den Uebergang über die grosse Donau, so dass Napoleon bereits am 2. December 1805 den glänzendsten Sieg bei Austerlitz errang.

Im Jahre 1809 wurde dieser Fehler von Seite Oesterreichs wohl nicht begangen, aber man weiss, wie viel Mühe und Menschenleben es den Franzosen gekostet, um den Uebergang zu erzwingen.

Aber auch zu Friedenszeiten war der „Tabor" ein wichtiger Punkt, und zwar für den Handel zwischen Böhmen und Mähren, indem die Hauptstrasse hier vorüberführte, daher auch hier seit dem Jahre 1320 eine Mauth sich befand[1]).

Am 19. December 1741 gab die Taborlinie den Wienern Gelegenheit, einem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Es war das zweite Regierungsjahr der Kaiserin Maria Theresia. Sie war von ihren Feinden hart bedrängt. Ihre Schwiegersöhne Josef I., Herzog Carl von Baiern und Friedrich August von Sachsen erhoben Ansprüche auf Oesterreich und Frankreich unterstützte die feindlichen Heere. Am 11. September hatte sich die Kaiserin am Landtage zu Pressburg an die edle ungarische Nation um Schutz und Schirm gewandt und die begeistertste Zusage von allen Magnaten erhalten. Am 11. December war die Kaiserin eben von Pressburg in die Residenz zurückgekehrt, als sie die freudige Botschaft hörte, dass zahlreiche ungarische Kriegsschaaren bereits aufgebrochen seien, um ihr Hilfe zu bringen; unter Anderen bot sich auch der berühmte Pandurenführer Franz Freiherr von Trenck der Kaiserin an, ihr Succurs zu bringen; er versprach, 1000 „Panduren" auf eigene Kosten ins Feld zu stellen. Die Kaiserin nahm das Anerbieten dankbar an, und schon am 19. December (1741) um die Mittagszeit hielt Trenck mit seinen schmucken kriegslustigen Leuten bei der Taborlinie seinen imposanten Einzug[2]). Die gut berittene Kriegsschaar machte kein geringes Aufsehen; halb Wien eilte jetzt zur Tabor-

---

[1]) Seit Ferdinand I. musste der Brückenmeister die Brücke aus den Mauthgeldern im Stande und auch die nöthigen Schiffe und Zillen zur Ueberfuhr bereithalten und nur den Ueberschuss des Mauthgeldes von einem Mauthner und Gegenschreiber an das Vicedom-Amt einschicken. Im XVII. Jahrhundert aber wurde das Mauthgefälle verpachtet und an einen gewissen Stellabandt und Sebastian Hayd zum einjährlichen Pachte von 8000 Gulden überlassen. Als ein interessanter Urkundenbeleg für die Beschaffenheit des Tabors und seiner Umgebung aus dem Jahre 1548 dürfte das Gedicht des Schulmeisters Wolfgang Schmelzels betrachtet werden. Es geht aus demselben hervor, dass er damals bereits einen Bier- und Weinschank, dann eine Eisgrube und Mauthhaus mit einem Brückenmeister (Sebastian Steger) und einem Hauptmauthner (Stefan Schwarz) mit sieben Mauthgehilfen angetroffen habe. Die betreffende Stelle lautet:

An die Wolffprucken kam ich bald,
Ich dacht, von gantzen Behamerwaldt
Het man genommen, abgehaut,
Domit ein solche prucken paut,
Hat zweyhundert und sechtzig schrit
Vnd dreyzehn joch; doch pleibts offt nit,
Wenn geht der stoß und wasser geust
Solch gewaltig holtzwerg als weg sleust,
Nit weit ich gieng auf trucknem landt,
Ein klaine prucken ich mehr sandt.
Acht joch hundert und sechzig schritt;
Ein alter Pauer zottet mit,
Der fragt mich was ich mäß und zelt!
Wieuil ein jede pruck schrit helt,
Sagt ich zu im, und wundert seer,
Das Thonaw so weutleusig wer,
Wie man vermöcht solch gewaltig pau,
Vil prucken sunst seint in der aw.
Ich maint, wer schon gar bey der Stat,
Er sprach: noch lenger prucken es hat,
Von Wolffprucken geen Wienn glaubt mir
Ein große halbe meyl habt ir,
Die lange prucken schawt dort, secht!
Erst kumpt ir auff die thonaw recht,
Da ist gar manches gwaltigs ploch,
Fünffhundert schritt lang, dreyssig joch,
Ist diese pruck gantz vest gepaut;
Nun zeucht die Riemen, gebt die Maut,
Hie kumb wir auff den Tauber ein,
Findt Triegler bier, guten wein;
Bey diesem Mauthhauß frue und spat
Die Khünikliche Mayestat
Der Maut den halben teyl nimmt ein,
Den halben teyl ein ersamen gmein
Auff die schlachtprucken gieng ich mit.
Hat fünff joch sechs und neunzig schrit;
Ich stundt und schaut gut abentheuer.
Die Galeoten speiten Feuer,
Auff den Galern schossens gschwindt,
Ein schnell, böß und mutwilligs gsindt;
Sy schifften, furen vber sich
So rasch, das es verwundert mich. u. s. w.

[2]) Freiherr von Trenck, ein abenteuerlicher Grundherr in Slavonien, besass mehrere Güter, Pakracz, Welinka Platonicza, Brutowacz und Baschitz, in Croatien und Slavonien, auf welchen er eine zahlreiche Dienerschaft unterhielt. Sie trugen eine eigenthümlich militärische Nationaltracht, nämlich enganliegende Hosen, rothe Mäntel mit Kapuzen, daher man sie auch die „Rothmäntler" nannte. Sie waren ein jeder mit zwei grossen Pistolen und

linie, um die fremden, etwas sonderbar aussehenden Leute zu betrachten. Die neugierigen Wiener konnten sich nicht genug satt sehen. Die rothen Kapuzenmäntel der Panduren waren prächtig herausgeputzt, ihre blanken Handschare funkelten mächtig in der Sonne und zu den sonnverbrannten martialischen Gesichtern standen die kühn aufgestülpten Pelzmützen mit hohen Reiherbüschen wahrhaft malerisch. Ein Bild ***sub Figur 46*** zeigt uns den Einzug dieser originellen Reitertruppe.

Den Panduren wurde die Auszeichnung zu Theil, von Maria Theresia mit einer glänzenden Suite ausser der Hernalserlinie (wo sie bequartiert waren) zwei Tage nach ihrem Eintreffen persönlich besichtigt zu werden. Trenck erfreute sich der besonderen Gunst und des aufrichtigsten Wohlwollens der Kaiserin und es mag hier als geschichtliches Curiosum gelten, dass damals der noch völlig unbekannte **Laudon** eine Hauptmannsstelle bei Trenck erhielt, was als der Anfang seiner Carrière, als der Anlass seiner späteren Ruhmeslaufbahn betrachtet

*Fig. 46.* Der Einzug der Panduren durch die Taborlinie.

werden kann. Ganz Wien eilte zur »Pandurenparade« und die schmucken, etwas wilden Söhne des Krieges bildeten jetzt mehrere Tage hindurch den Gesprächsstoff der Stadt.

Von den dermaligen am Tabor noch befindlichen Häusern dürfte wohl keines von einem so hervorragend geschichtlichen Interesse sein als:

---

einem langen türkischen Messer (»Handschar«) bewaffnet und ihres persönlichen Muthes wegen sehr gefürchtet. Die Corporale hiessen „Haramboschia", was heute mit dem Worte »Räuberanführer« gleichbedeutend ist. Sie nahmen es auch wirklich beim Plündern nicht sehr genau und glichen mehr einer militärisch organisirten Räuberbande, als wohldisciplinirten Soldaten.

## Das Jagdschloss des Prinzen Eugen Nr. 362 (neu am Tabor 12).

Nur mit Scheu und Ehrfurcht betreten wir die ehrwürdigen Räume dieses altersgrauen, rauchgeschwärzten Palastes, welcher noch heute von vergangener Pracht und Herrlichkeit zeugt, obwohl er die Spuren der Alles verwitternden und Alles verbröckelnden Zeit längst nicht mehr zu verbergen im Stande ist. Das Bild ***sub Fig. 47*** zeigt uns das Schloss in seiner bis heute noch unveränderten Gestalt.[1])

Dieser Palast wurde zur Zeit, als das Schönbrunner Schloss entstand, von Fischer von Erlach für den Prinzen Eugen als Jagdschloss erbaut. Die Grossartigkeit der Anlage ist hier nicht zu verkennen. Der Mitteltract mit seinen beiden Seitenflügeln, mit seinen figuralen Ausschmückungen und dem herrlichen Giebeldache ist voll Schönheit und Ebenmaass. Balustraden schmücken die Front der einzelnen Bautheile, und an den beiden Flügeln erheben sich prachtvolle Aufsätze mit Figuren. Der Vorhof ist mit einem grossen, schattenreichen englischen Garten umgeben und das Ganze mit einer stattlichen, mit Festons geschmückten Gartenmauer eingefriedet. — Die ehemalige Herrlichkeit lässt sich nicht verläugnen; schon die grossartige breite Stiege mit ihrem schön profilirten Stiegengeländer verräth die Meisterhand eines Fischer von Erlach und versetzt den Beschauer in jenes merkwürdige Zeitalter Carl VI., in welchem man der Formschönheit gerne Opfer auf Kosten der Nützlichkeit brachte.

*Fig. 47.* Das Jagdschloss des Prinzen Eugen.

Das letzte Zimmer, am äussersten linken Flügel, bildet den grossen Empfangssaal. Hier hält Herr Haardt (der jetzige Besitzer) sein kostbarstes Kleinod, einen wahren Familienschatz, pietätvoll mit ängstlicher Sorge verwahrt. Es ist dies eine theure Reliquie, das schönste Andenken an den unvergesslichen Erbauer dieses Schlosses, nämlich das Original-Portrait des Prinzen Eugen, das hier gegenüber der Saalthüre an der Wand aufgehängt ist. In einem alten vergoldeten, etwas defecten Rahmen im Barockstyle tritt uns hier die Gestalt »Eugens, des edlen Ritters«, in ganzer Figur entgegen. Vornehme Kälte und stolzes Bewusstsein spiegeln sich in den schroffen, blassen Zügen Die langen unproportionirten Theile des unschönen Gesichtes sind mehr abstossend als anziehend. Aber sieht man diesem Bilde nur eine kleine Weile länger und aufmerksamer ins Auge, so belebt und durchgeistigt sich Alles, und man findet sich allmälig angezogen. An die Stelle des Hässlichen tritt nun die geistig bezaubernde Kraft einer schönen, mächtigen Seele. Alles erhält jetzt Leben und Bewegung, der Mund wird liebenswürdig, das Auge geistreich und der ganze Gesichtsausdruck interessant; wir fühlen uns unwillkürlich ergriffen.

Es ist kein Zweifel, dass das Bild alle Merkmale der Aechtheit an sich trägt, nur ist leider, weder durch eine Chiffre, noch durch die Malweise selbst, der Name des Künstlers zu erkennen.

Auch ein mächtig grosser Wandspiegel in einem vergoldeten Barockrahmen lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sich und soll (wie Herr Haardt versichert) aus dem Besitze Eugens stammen.

Noch manche andere Kostbarkeiten birgt dieses Wunderschloss, dessen Alter und ruhige Vornehmheit gar seltsam mit der geschäftigen Nüchternheit des jetzigen Fabriks-Etablisse-

[1]) Das Bild ist den Rand-Vignetten aus dem Werke des Carl Grafen Vasquez entnommen.

ments contrastirt. Hier tritt uns im hohen Grade das Bild irdischer Vergänglichkeit wehmuthsvoll entgegen. Mit jedem weiteren Blicke, mit jedem weiteren Schritte, den wir thun, gewahren wir den idealen Schwung einer abgestorbenen glänzenden Epoche, neben der entsetzlichen Nüchternheit unserer ideallosen Gegenwart. Und während die reichen Architekturen noch immer von Pracht und verschwenderischem Luxus schönerer Tage zeugen und glauben machen möchten, es lebe hier noch immer in stiller Zurückgezogenheit ein *Grand-Seigneur* und es sei noch Alles wie ehemals der Ruhe, dem Genusse, der Erholung gewidmet, strafen es jetzt die anstossenden Fabriks-Zubauten gewaltig Lüge, und das ewige Hämmern und Pochen und geschäftige Dampfen der Feueresse belehren uns, dass hier Menschen leben, denen ruhelose Arbeit und mühevolles Ringen das einzige Erdenlos sei. — Zeitgenossen erzählen, Prinz Eugen habe das Gebäude als Jagdschloss benützt und obgleich er niemals dem edlen Waidwerke oblag, so schmückte er dennoch das Schlösschen mit allen Emblemen der Jagd und hielt auch mehrere Jäger hier im Solde.

Es gehörte nämlich damals zur Mode der grossen Herren, eine Jagd- und Sattelkammer zu besitzen und zur Sommerszeit fern von dem lärmenden Treiben der Residenz auf ihren Jagdschlössern mit der Falken- und Reiherbeitze und der Wildjagd sich zu vergnügen. Eugen war aber anderen Sinnes, er hielt die Jagd für müssigen Zeitvertreib, und wenn er sich auf sein Jagdschloss in die Einsamkeit dennoch zurückzog, so geschah es nur, um seinen Studien ungestörter leben zu können. Sein Arbeitszimmer hing alsdann voll Landkarten, strategischen Skizzen und Plänen, er arbeitete vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, empfing Niemanden und verschloss sein Haus der Neugierde und dem Vorwitze der Leute.

Nach Eugens Tode (21. April 1736) erbte das Schloss seine Nichte **Victoria von Savoyen**, vermälte Princessin von **Sachsen-Hildburghausen**, deren Erben es an die Familie Trauttmansdorff verkauften. In den Dreissigerjahren kam das Palais in den Besitz des Ferdinand Weidner, der es zu einem Erziehungs-Institute umändern liess und den weitläufigen Garten zu diesem Zwecke benützte. Ein Bild ***sub Figur 48*** zeigt uns dieses Gebäude als Knaben-Pensionat[1]).

Im Jahre 1837 kam Anton Rauch und 1839 der kaiserl. Rath Johann Nicola in den Besitz, von dem es der jetzige Eigenthümer Friedrich Haardt im Jahre 1864 ankaufte, um hier eine Metallwaaren-Fabrik zu errichten, die noch heute besteht.

Ein Gebäude eigenthümlicher Art war ein Vergnügungs-Etablissement im Rücken des Augartens am Eingange des ehemaligen Ferdinand- und Marien-Bades; man nannte es:

## Das „Colosseum“ oder „Universum“.

Dieses Vergnügungs-Etablissement bestand aus einem einstöckigen Gebäude mit schönen Garten-Anlagen zu beiden Seiten und einem grossen rückwärtigen Garten, der nach Art des Wurstelpraters eingerichtet war. Hier befanden sich zur Belustigung des Volkes mehrere Hutschen und Ringelspiele sowie auch eine sogenannte russische Schleuder, eine Kegelbahn, mehrere Marionetten-Hütten, und täglich besorgte hier eine Militär-Capelle die Gartenmusik, während in den Sälen ein Streich-Orchester Tanzstücke executirte. Das »Colosseum« war in den Fünfzigerjahren sehr beliebt. Als einer Wiener Specialität muss noch besonders eines Improvisators erwähnt werden, der hier, als Eremit gekleidet, den Leuten in einer romantisch erbauten Eremitage wahrsagte und gleichsam den Glanzpunkt dieses Vergnügungsortes bildete.

---

[1]) Das Bild ist nach der Natur von Berndt gezeichnet und lithographirt, im Vordergrunde sehen wir Turnapparate und die muntere Jugend auf dem weiten Wiesenplane sich umhertummeln, im Hintergrunde die Hauptfront des Gebäudes.

Er hatte es in der Kunst des Improvisirens (wiewohl nur in sogenannten Knittel-Versen) auf eine Stufe der Vollkommenheit gebracht, die mit Recht Bewunderung erregte und ihm später in Daums »Elisium« zu einer ungewöhnlichen Popularität verhalf, er hiess:

## Otto von Ottenburg,

stammte aus einer hochadeligen Familie, hatte in der Jugend seine Studien gemacht und die Erziehung, die er genossen, war auf höhere Ziele berechnet. Seine ungewöhnliche Begabung liess das

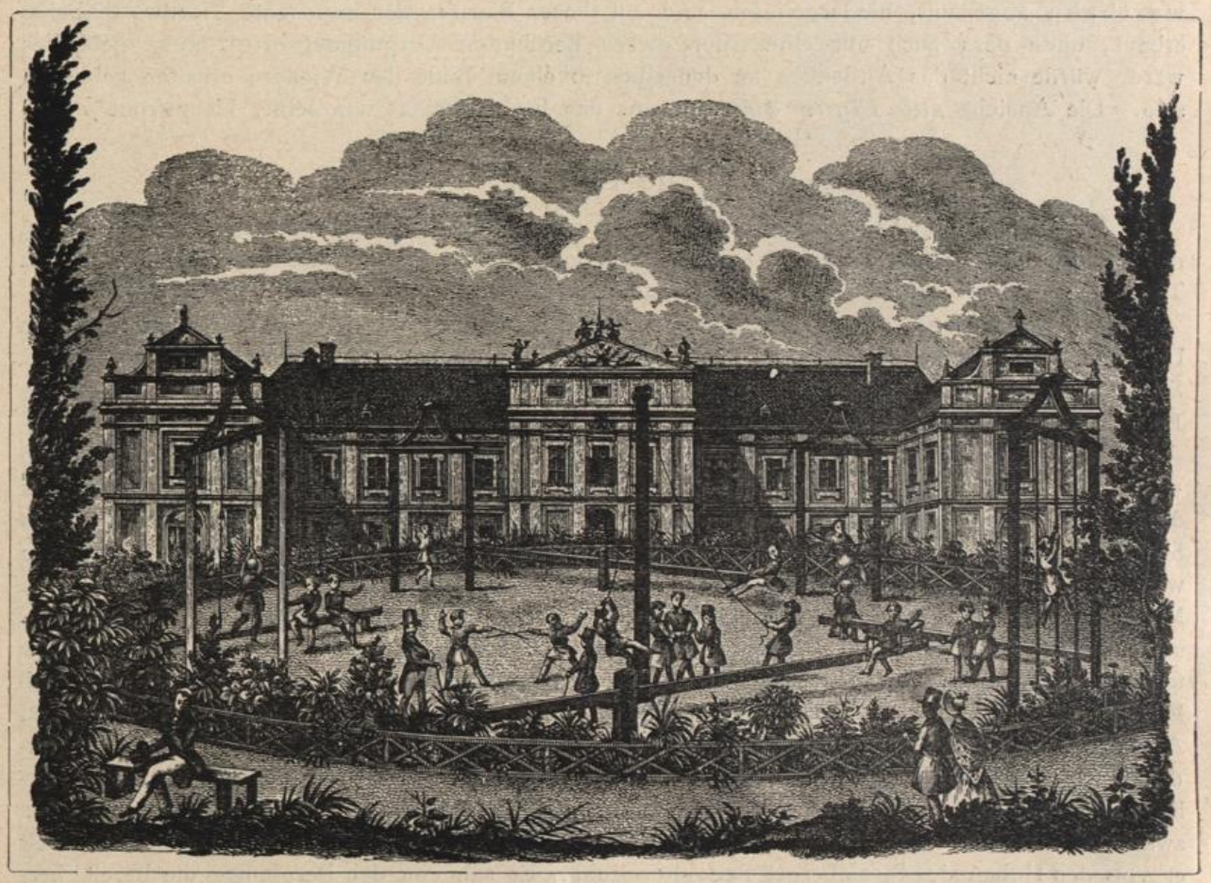


*Fig. 48.* Das Jagdschloss des Prinzen Eugen als Erziehungs-Anstalt des Ferd. Weidner 1830—1837.

Beste für die Zukunft hoffen, aber die Halbheit seines Wissens und ein unüberwindlicher Hang zum Nichtsthun, sein Leichtsinn so wie auch schlechte Gesellschaft, in der er lebte, führten ihn endlich auf jene Bahn, die man zuletzt nur mit dem Bettelstabe in der Hand vollendet. Als er sein kleines Erbe durchgebracht hatte und nirgends einen Erwerb fand, griff er zur Kunst des Improvisirens. So fristete er denn zuerst im »Colosseum« und dann im »Elisium«, trotz seines bedeutenden Talentes, ein kümmerliches Dasein, und die Lebens- und Leidensgeschichte dieses Mannes könnte ohne Zweifel ein lehrreiches Buch für die Jugend abgeben. In den letzten Tagen seines Lebens (er starb im April 1851 an Lungenlähmung) improvisirte er noch seine eigene Grabschrift, die ihres launigen Tones wegen hier eine Stelle finden mag; sie lautete:

„Jetzt bin ich im wahren Elisium
Und träume den seligsten Traum
Und mache Verse ohne Finger und Daum[1]).
Unter der Erde hab' ich gewirkt,
Unter der Erde ruh' ich aus,
Von einem Keller zum andern,
Es kömmt auf eins heraus.
Will Gott mich einst zum ewigen Leben führen,
Hoff ich viel Besseres zu improvisiren."

Zu Anfang der Sechzigerjahre wurde das »Colosseum« von der Gesellschaft der Nordwestbahn angekauft, niedergerissen und auf dieser Bauarea der imposante Nordwestbahnhof erbaut, ohne dass auch nur eine Spur dieses berühmten Vergnügungsortes übrig geblieben wäre, würde nicht das Andenken an denselben in einem Bilde den Wienern erhalten geblieben sein. Die Ansicht ***sub Figur 49*** zeigt uns das Etablissement von seiner Hauptfront[2]).

## Die Lobau.

In Oesterreichs Kriegsgeschichte wird es gewiss kein einziges Fleckchen Erde geben, das trotz seiner Kleinheit von so grosser Wichtigkeit gewesen wäre als die »Lobau« in den Tagen der Schlacht von Aspern (21. und 22. Mai 1809).

Die Lobau, von mehreren Armen der Donau umschlossen, bildet eine Insel am linken Ufer des Hauptstromes tief in einer Bucht gelegen und von hohen Gebüschen üppig durchwachsen. Sie ist beinahe gleich weit von Aspern und Esslingen entfernt und liegt gerade gegenüber Kaiser-Ebersdorf, das am anderen (rechten) Ufer der Donau sich befindet.

In Ebersdorf hatte Bonaparte sein Hauptquartier und bewohnte den dortigen »Schlögelhof« oder das sogenannte »Thürmerl«, das noch heute den Fremden als das Wohnhaus des berühmten Franzosen-Kaisers gezeigt wird. Seinem militärischen Scharfblicke war es längst nicht entgangen, dass sich die Lobau, ihrer starkgedeckten Lage wegen, trefflich zu einem Waffenplatze eigne, um hier Munition, Truppen und Waffen in Menge zu sammeln, zugleich aber auch alle Vortheile biete, hier eine Brücke zu schlagen, um aufs andere Ufer ins Marchfeld zu gelangen. Nach wenigen Stunden war die Brücke fertig und Bonaparte dirigirte die ungeheuren Heeresmassen, die er von Simmering nach Ebersdorf herbeizog, schnell in die Lobau, von wo er sie dann in die Ebenen zwischen Aspern und Esslingen warf, so dass sie jetzt von diesen beiden Orten im Rücken gedeckt waren. Diese gesicherte Stellung nahmen bereits die feindlichen Truppen ein, als Erzherzog Carl mit seinem Heere im Anmarsche war. Er hatte die Uebergabe Wiens bereits zwischen Horn und Maissau vernommen und rückte in Eilmärschen heran. Am 20. Mai 1809 hielt er von den Höhen des Bisamberges Recognoscirung. Er sah von den Berghöhen die bereits hergestellte Brücke. Die ungeheuren Staubwolken und das Dazwischenblinken der Gewehre belehrte ihn, dass noch immer starke Heeressäulen von Simmering gegen Kaiser-Ebersdorf im Anmarsche seien und sich eine ungeheure Feindesmacht auf der Lobau concentrire. Am 21. Mai (Pfingstsonntag) mit Tagesanbruch stellte Erzherzog Carl das ganze Heer, 75.000 Mann mit 288 Kanonen, in zwei Treffen in Schlachtordnung auf, und der Generalquartiermeister Baron Wimpffen gab Mittags aus Gerasdorf die Dispositionen.

Um 3 Uhr scheuchte ein furchtbarer Kanonen-Donner die Wiener aus ihrer Ruhe auf. Alle Pulse schlugen in banger Erwartung, und Alles strömte jetzt (da schon

[1]) Der Etablissementsbesitzer vom »Colosseum« hiess Finger und jener des »Elisiums« Daum.

[2]) Der Thurm wurde erst in letzterer Zeit errichtet, sowie die beiden Seitenflügel erst später hinzugebaut.

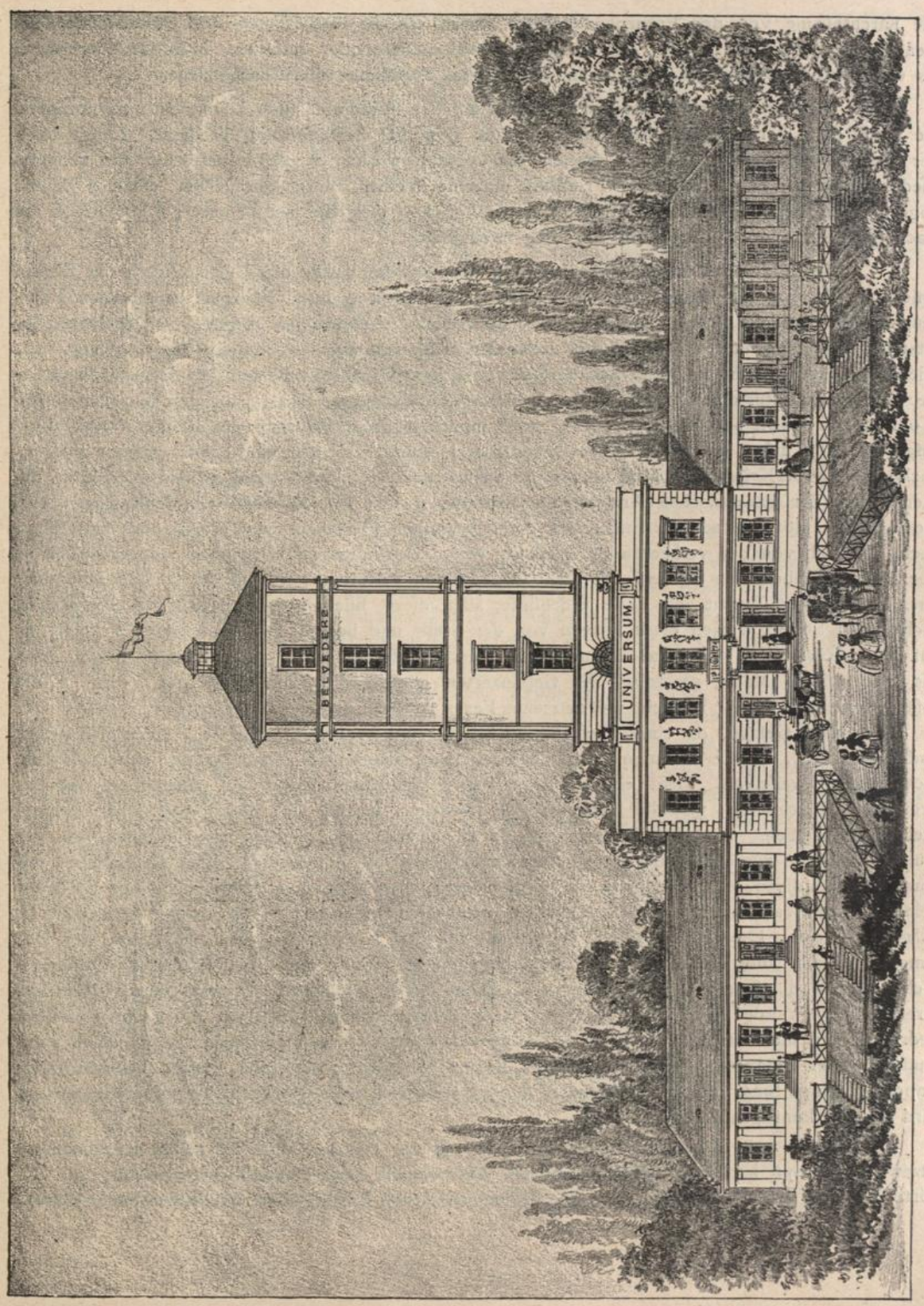



*Fig. 49.* Das »Colosseum« oder »Universum«.

die Kirchthürme von den Franzosen besetzt waren) auf die Rothethurm- und Stubenbastei, um wenigstens zu hören, ob der Geschützdonner sich nähere oder entferne. Man sah aber nichts als ungeheure Rauchwolken und hin und wieder das Aufblitzen der Geschützfeuer.

Die Oesterreicher hatten den Angriff auf den Feind mit einer Zuversicht unternommen, die nach dem vorausgegangenen Kriegsunglück doppelte Bewunderung verdient. Lange blieb der Sieg unentschieden. Zehnmal hatten die Oesterreicher Aspern erstürmt und zehnmal wieder verloren. Die Kirche, der Friedhof, einzelne Weiher, Böden und Keller, einzelne Bäume sogar waren der Gegenstand heftigen Kampfes. Schon ging die Sonne unter, schon brach die Nacht heran und noch immer war der Sieg zweifelhaft.

Am anderen Morgen (Pfingstmontag den 22. Mai) wurde mit Tagesanbruch der Kampf erneuert. Es war ein Kampf der Verzweiflung. Erzherzog Carl liess mit brennenden Fahrzeugen die feindliche Brücke in der Lobau abbrechen, wodurch der Gegner vom rechten Ufer jetzt abgeschnitten und auf einen nur schmalen Schlachtboden am linken Ufer eingeengt war. Die Regimenter Zach, Froon, Stein, Zetwicz, Josef Colloredo und die Legion des Erzherzogs Carl unter dem Commando des Feldmarschalllieutenants Brady und den Generalmajoren Koller, Buretsch und Mayer standen noch immer in guter Ordnung und in einer Schlachtlinie aufgestellt; da nahte ein wahrhaft erschütternder Moment. Es war einer jener grossen Augenblicke, deren die Kriegsgeschichte nur wenige aufzuweisen hat. Achttausend gepanzerte Reiter (die Kerntruppe der französischen Armee), die eben das ganze Mitteltreffen bildeten, liess jetzt Bonaparte plötzlich auf die Linien des österreichischen Fussvolkes anstürmen und eilte selbst nach, um sich von der verheerenden Wirkung dieses Anpralles und Durchbruches persönlich zu überzeugen. Aber was sah er? Die 8000 Gepanzerten stürmten wohl auf die Oesterreicher ein, dass unter ihrer Wucht die Erde erdröhnte, aber diese blieben unbeweglich wie eine Mauer, nicht einen Schritt wichen diese Braven von der Stelle und liessen den donnernden Schwall bis auf zehn Schritte an sich herankommen, dann erst eröffneten sie ihr verheerendes Feuer, dass die fürchterliche Macht zerstob. Die Gepanzerten geriethen in der Verwirrung zwischen die Infanteriemassen hinein, und ein mörderisches Feuer wüthete gegen sie. Bonaparte selbst kam in die grösste Gefahr, da einige Schritte vor ihm seine beiden Stallmeister, General Fouler und Durosnel, in die Gefangenschaft kamen. Nun schien der Ausgang der Schlacht wohl nicht mehr zweifelhaft. Dem concentrirten Feuer der Oesterreicher auf einem so eng begrenzten Schlachtfelde, wo alle Batterien sich kreuzten, konnte der Feind nicht länger widerstehen. Vergebens versuchte Bonaparte, noch einmal den Kampf aufzunehmen, um die frühere Position zurückzuerobern, vergebens durchschritt er die Reihen seiner Regimenter, um ihnen anzukündigen, er selbst habe die Brücke der Lobau abbrechen lassen, um seinen Soldaten keine andere Wahl zu lassen, als zwischen dem entscheidenden »Siege« oder dem sicheren »Untergange«. Es war zu spät! Muthig ergriff jetzt Erzherzog Carl die Fahne des Regimentes Zach und stellte sich heldenmüthig an die Spitze der vordrängenden Colonnen, nicht beachtend, dass ein Stück einer vor seinem Pferde platzenden Granate seinen Arm gestreift und verwundet habe. Der in wilder Hast fliehende Feind wurde auf die Lobau zurückgedrängt, und die blutroth untergehende Sonne verkündete schon an diesem Abende einen zwar blutigen, aber glänzenden Sieg des Helden Erzherzog Carl über den bisher unbesiegbaren Napoleon, einen Sieg, der in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte immerdar glänzen wird für alle künftigen Zeiten.

Noch spät Abends sah man Bonaparte in der Lobau lange auf einem Baumstamme sitzen, den Kopf in beiden Händen, bleich, unbeweglich nach einem Punkte hinstarrend. Er hörte nicht die Verwünschungen und den Hohn seiner von Esslingen herüberziehenden Soldaten.

Er war taub und unempfindlich für alle Flüche, die sich den Lippen der Verwundeten und Sterbenden entrangen.

Ganz im Stillen und stumm fuhr er in einem Nachen nach Ebersdorf zurück. Mit ihm war nur General Berthier allein, der ihn begleitete. Schon waren beide im Schlögelhofe und im oberen Speisesaale angelangt und noch immer redete Bonaparte kein Wort, sondern ging mehrmals hastig mit grossen Schritten im Zimmer auf und ab. Berthier wagte es nicht, die Stille zu unterbrechen, denn Bonaparte pflegte Alle, selbst seine Marschalle, wie Bediente zu behandeln und es durfte Niemand, bei Gefahr der Ungnade, ein Wort auf den Kaiser früher als er gefragt wurde sprechen. Endlich blieb Bonaparte stehen und sagte zu Berthier: »Daran finde ich doch wahrlich nichts Besonderes, wenn man auch einmal eine Schlacht verliert, wenn man deren vierzig gewonnen hat.«

11.000 Todte bedeckten das Schlachtfeld und viele hunderte von Leichen warf die Donau an ihre Ufer. Die Lobau war jetzt mit feindlichen Truppen und Verwundeten, mit Pferden, Geschützen und Gepäck aller Art in wüstester Unordnung überfüllt. Liebevoll öffneten sich nun in Wien die Spitäler von St. Marx, Hernals und viele Privatquartiere, um die Feinde sorgsamst zu pflegen. Mildthätigkeit und das edle Mitgefühl für fremde Leiden, Züge, welche den Wienern von jeher eigen waren, bewährten sich auch diesmal auf das glänzendste und diese Herzensgüte wurde auch diesmal von dem Feinde auf das dankbarste anerkannt; denn als die Franzosen von Wien abzogen, liessen sie an allen Strassenecken Plakate zurück, wo sie sich für so viele edle Aufopferung und liebevolle Theilnahme auf das wärmste bedankten, zugleich aber auch die »Tapferkeit« der Oesterreicher anerkannten.

Auch Erzherzog Carl, gerührt über die Erfolge dieser beiden unvergesslichen Pfingsttage, schrieb gleich nach der Schlacht an seinen kaiserlichen Bruder die denkwürdigen Worte: »Es ist unmöglich, die Tapfersten von den Uebrigen zu sondern, denn alle Soldaten von Aspern sind der öffentlichen Dankbarkeit würdig, vor Allen aber Fürst Johann Liechtenstein und Baron Wimpffen«.

Ein noch glänzenderes Zeugniss aber stellte Bonaparte den Oesterreichern selber aus. Als er nämlich nach seiner Heimkehr von Murat dem Höfling und Schmeichler empfangen und mit den Worten angesprochen wurde: »Sire, ich bewundere ihre Mässigung, dass Sie Oesterreich nicht zerstückten und ihm einen besseren Frieden als den Preussen zu Tilsit gönnten«, antwortete er in seiner derben Soldatenmanier: »Schweigt, Ihr sprecht wie der Blinde von der Farbe. Ihr habt die Oesterreicher von Esslingen und Aspern nicht gesehen, also habt Ihr gar nichts Grossartiges gesehen«. Und in seinen Memoiren für die Nachwelt schrieb er: »Wahrlich, nichts hat mehr Ruf und Berühmtheit, als jene Linie des österreichischen Fussvolkes bei Aspern, welche sich, trotzdem dass 8000 Gepanzerte auf sie anstürmten, nicht vom Flecke rührte. Der in der Schlacht zu Tode verwundete Feldmarschalllieutenant Weber, den man auf seine Bitten zu seiner Schwester, der verwitweten Burginspectorin Brandel, in die Hofburg brachte, wo er auch schon nach zwei Tagen (am 24. Mai) starb, sagte am Sterbebette vor Zeugen: »Ich sterbe gerne, weil ich den Gebieter der Welt habe zittern gesehen«.

Ein Bild von Peter Kraft ***sub Figur 50*** hält den Moment fest, in welchem Erzherzog Carl die Fahne ergreift und sich an die Spitze der Truppe stellt, während eine Granate vor den Füssen seines Pferdes platzt[1]).

---

[1]) Dieses Bild, unendlich wirksam und lebensvoll in der Composition, gab dem Bildhauer Fernkorn das Muster für die Reiter-Statue des Erzherzog Carl am äusseren Burgplatze.

*Fig. 50.* Erzherzog Carl in der Schlacht bei Aspern am 22. Mai 1809.

## Die Brigittenau.

Noch zu Anfang des XVII. Jahrhunderts wurde die ehemalige alte Schottenau mit dem populären Namen „**Wolfsau**" bezeichnet, weil die »Wölfe« wegen der Abgeschiedenheit des Ortes hier ihren Lieblingsaufenthalt nahmen[1]).

Im Jahre 1645, als der übermüthige Schwedengeneral Torstenson nach Eroberung von Krems und Korneuburg einen Angriff auf die grosse Donaubrücke versuchte und die von Seite der Kaiserlichen errichtete Wolfsschanze (ausserhalb des alten Tabors) bereits erstürmte, aber dennoch von dem muthigen Erzherzog Leopold Wilhelm (der die Vertheidigung leitete) mit seinen Truppen kräftig zurückgeschlagen wurde, in Folge dessen er auch die Belagerung plötzlich abbrach und sich nach Brünn zurückzog, erbaute der Erzherzog zur dankbaren Erinnerung an diesen Sieg eine Capelle, die man (nach dem Namen der Tagespatronin „**Brigida**") „**Brigitten-Capelle**" nannte; und seit jener Zeit hiess auch die Au „**Brigittenau**".

Im Jahre 1651 stiftete Ferdinand III. hier zwei Messen für alle Sonn- und Feiertage zum Wohle des Hauses Oesterreich, und die hier bediensteten kaiserl. **Jäger, Forst-** und **Plachenknechte** (die schon früher daselbst angesiedelt waren und ein Forsthaus bewohnten) verrichteten ihre Andacht da. Leopold I. liess die Capelle und den Kirchthurm renoviren und noch heute steht dieses altehrwürdige Gotteshaus hinter schattigen Baumgruppen versteckt und wehmüthig einsam ragt es aus den Wipfeln der Bäume empor. Aber der Gottesdienst wird hier schon seit lange nicht mehr abgehalten. Das Kirchlein wurde in neuester Zeit entweiht und dient nur noch höchst profanen Zwecken, nämlich als »Speise- und Vorrathskammer« des dortigen kaiserlichen Försters, der die Schlüssel zur Capelle bei sich verwahrt.

Eine hölzerne Kanzel, zu der eine schmale Stiege hinaufführt, ist Alles, was uns an die frühere Bestimmung dieses Ortes erinnert. Die Wände sind jetzt kahl und leer und man bemerkt dort, wo früher der Altar gestanden, nur noch einen mächtig grossen kaiserlichen Adler aus Stein, der im Herzschilde die Buchstaben »L. I.« (Leopold der Erste) eingegraben hat.

Unter Carl VI. und Maria Theresia war der grösste Theil der Brigittenau ein „**Fasangarten**" und erst Kaiser Josef II. liess einen Theil der mit Gebüschen und Bäumen reich bewachsenen Au ausroden, um dem Augarten die Aussicht auf das nahe Kahlengebirge nicht zu benehmen. Im Jahre 1770—1774 erhielt die Brigittenau mehrere Wohnhäuser, auch Wirthe siedelten sich an der Seite des Donaustromes gegen den Augarten hin an.[2])

Aber die eigentliche Bekanntschaft mit der **Brigittenau** machten die Wiener erst am 30. April 1775, denn erst an diesem Tage wurde mit der Eröffnung des **Augartens** auch zugleich die **Brigittenau** dem Volke freigegeben. Seit diesem Jahre datirt die ungemeine Popularität dieser Au und seit dieser Zeit datirt auch der berühmte **Brigittakirchtag**, der alljährlich am Tage der heiligen Brigitta 50- bis 60.000 Menschen hier versammelte.

Das **Brigittafest** nahm seitdem in der Geschichte der Wiener Volksvergnügungen die hervorragendste Stelle ein, es war das Lieblingsfest der Wiener und nichts kam ihm an Grossartigkeit und Volksthümlichkeit gleich. Schon der Hang der Wiener für Naturschönheiten mag viel zur Beliebtheit beigetragen haben, denn die herrlichen

---

[1]) Aus dieser Zeit datirt auch der berühmte „**Wolfssegen**", der alljährlich am Stefansfreithofe dem Volke am Christabende von der Geistlichkeit gespendet wurde, die „**Wolfsbrücke**" (ausserhalb dem Tabor), der Ort „**Wolfersdorf**" und die „**Wolfsschütt**", deren Namen noch heute an die Calamitäten jener Zeit erinnern. Vide Schlagers Skizzen, II. Band.

[2]) In diese Zeitperiode fällt die Errichtung eines Meierhofes mit einem Milchschank, dann einer Bienen-Schule mit ihren Hütten, denen ein **Bienen-Vater, Mathias Geitler**, beigegeben war. Hier hatte auch **Anton Domayr**, der Ahnherr des später so populären und beliebten Geschlechtes der Domayr in Hietzing, eine kleine Landwirthschaft.

Auen mit ihren schattenreichen Gebüschen und dazwischenliegenden malerischen Wiesen, das romantische Uferland zweier Donauarme, die entzückende Aussicht auf das nahe Kahlengebirge mit seinen ausgestreuten zahlreichen Dörfchen und Rebenhügeln machten den Aufenthalt zu einem der wahrhaft reizendsten und bezauberndsten der ganzen Wiener Umgebung. Es seien daher auch diesem unvergesslichen »Brigittakirchtage« einige Worte der Erinnerung geweiht und das ***sub Figur 51*** beifolgende Bild des alten Jägerhauses mit seiner romantischen Umgebung, möge den alten Wienern die glücklichen Tage jenes Volksfestes wachrufen.

## Der Kirchtag in der Brigittenau.

Dieses Fest hatte so viel specifisch »Wienerisches« und »Ureinziges« an sich, dass es als ein wichtiges Zeit- und Sittenbild betrachtet werden kann.

Ganz Wien betheiligte sich an demselben und die Art der Betheiligung machte diesen Tag zu einem Nationalfeste der Wiener. Alles Gute und Liebenswürdige, das in dem Charakter des Wieners steckte, kam hier zum Vorscheine.

*Fig. 51.* Das alte Jägerhaus sammt Umgebung in der Brigittenau.

Schon mit Tagesanbruch sah man ganze Karawanen heranziehen, die ungeheuere Säcke mit Proviant vollgestopft herbeischleppten. Ganze Familien trugen Körbe mit Esswaaren, während in der Regel das Oberhaupt Flaschen und Trinkgefässe voraustrug, denn Essen und Trinken bildete den Hauptpunkt des Vergnügens. Bis Nachmittag dauerten die Zuzüge und auch eine endlose Reihe von Equipagen kam schrittweise angefahren, während berittene Polizeisoldaten die Ordnung aufrecht hielten. Eine Stadt von Wirthshäusern, Methschänken, Lebkuchenhütten, Marionettenbuden, Ringelspielen und Schaukeln empfing, zwischen Baumgruppen und Gebüschen, die Kommenden. Auf den breiten Wiesenplätzen machten sich die Gerüste der Kunstreiter, Seiltänzer, Musikbanden und Sängerchöre bemerkbar und gaben im Ganzen ein überraschendes, bundbewegtes, farbenreiches Bild.

Auch das Ineinandermusiciren gleichzeitig ertönender Drehorgeln und Orchesterbanden wirkte ganz ungewöhnlich auf feinere Gehörnerven und wenn man dann zwischen diesem musikalischen Chaos noch das Jauchzen und Singen des Volkes neben dem Schnarren eines Dudelsackes oder den langgezogenen weichen Tönen einer Flöte hörte, so schien das Ganze zuletzt wie in einem wirren Knäuel von Brummtönen zu enden, die man nicht mehr deutlich unterscheiden konnte und die sich von weitem anhörten wie das Brausen des Waldes oder Tosen des Meeres während eines heftigen Sturmwindes.

Wenn der Abend heranrückte, gestaltete sich das fröhliche Treiben des Volkes immer bewegter, noch immer wogte die Menge auf und nieder in unstäter Bewegung. Erst als es

finster wurde, konnte man einzelne Gruppen gewahren; hier ein Häuflein, das sich im Grase lagerte, um beim Licht einer Lampe auszuruhen, dort eine Gesellschaft um einen Leiermann tanzend, der seine Kunst im glühendsten Eifer und in tollster Taktbeschleunigung ausübte, hier eine originelle Gruppe von Kunstjüngern, die bei Violin- und Guitarrebegleitung ein fröhliches Lied sangen oder wohl auch ein kleines Zötchen zum Besten gaben, dort ein ganzer Verein von Feinschmeckern, die, unter Bäumen gelagert, ein vollständiges Waarenmagazin von Würsten, Käse, Schinken und Backhühnern auskramten, kein Wort sprachen und nur den Mund öffneten, um alles Gekochte, Gesottene und Gebratene zu verschlingen.

Viele zechten und schmausten die ganze Nacht hindurch und den anderen Tag begann der sogenannte Nachkirchtag, wo es noch toller zuging, als Tags zuvor. Auf allen Gesichtern las man den Ausdruck des höchsten Frohsinns und der ungebundensten Heiterkeit.

Alljährlich wiederholte sich dieses Fest. Erst die Märztage machten demselben ein Ende und mit dem Jahre 1847 wurde der Brigittakirchtag zu Grabe getragen und mit ihm auch das letzte wahre »Volksfest« der Wiener.

Seitdem brach eine andere, eine ernstere Zeit heran, seitdem gab es wohl schon mehrere Feste, die alles Raffinement und Luxus aller früheren weit überstrahlten, aber ein Fest im Sinne des »Brigittakirchtages« gab es doch nicht wieder und wird es auch nicht wieder geben, denn ihm fehlen die Hauptbedingungen, unter welchen überhaupt ein solches existiren und gedeihen kann, ihm fehlt die frohe, ungebundene Laune, ihm fehlt der Volkshumor, welcher die Wurzel und zugleich die Blüthe jedes solchen Festes ist.

Möge uns wenigstens die Erinnerung an jene Tage im Bilde erhalten bleiben, welches ich hier meinen Lesern ***sub Figur 52*** folgen lasse.[1])

## Die Spittelau

war noch im XVII. Jahrhundert eine Insel des Wiener Donau-Armes (heute Donau-Canal), mit Gebüschen und Bäumen stark bewachsen, und lag etwas aufwärts von der Einmündung der Als in die Donau zwischen dem Liechtenthal und der Brigittenau. Heute dient sie grösstentheils als Holzlagerstätte, wird von der Kaiser Franz Josefs-Bahn durchschnitten und ist gegen Döbling zu mit Häusern bedeckt. Sie war berufen, in den Unglücks-Jahren 1679 und 1713 eine hochwichtige Rolle zu spielen.

Als nämlich in diesen Jahren die Pestseuche oder das grosse Sterben plötzlich ausbrach und so rasch um sich griff, dass schon nach einigen Wochen der öffentliche Verkehr gänzlich eingestellt werden musste, wurde die Spittelau von Seite des Stadtrathes zur Unterkunft von solchen Armen bestimmt, die sich nicht selbst ernähren konnten. Es wurden sieben hölzerne Hütten erbaut und in jeder derselben mehrere Familien untergebracht, die Insel einem Militär-Commando zur Bewachung übergeben, damit Niemand entweiche, auch ein Galgen errichtet damit Jedermann von dem Versuche des Entweichens abgeschreckt werde.[2])

Bald aber war der Andrang so gross, dass auch die nächstgelegene „Klosterneuburgerau" (die nur durch einen Wassergraben von der Spittelau getrennt und durch einen Steg mit ihr in

[1]) Das Bild, nach der Natur von J. Janscha gezeichnet und von L. Ziegler gestochen, aus dem Jahre 1790, 40·3 cm. breit und 26·3 cm. hoch, zeigt uns den Hauptplatz vor der Kirche, links das Forsthaus mit seinen Nebengebäuden und rechts einen Theil jener Zelte, unter welchen die Kaufleute ihre Waare zu verkaufen pflegten. Die Kirche selbst ist bis zum heutigen Tage unverändert geblieben; auch die alten Bäume nächst der Kirche und dem Forsthause stehen noch, nur die übrigen Gebüsche wurden seitdem beseitigt. Gegenwärtig ist die Brigittenau vollkommen mit Häusern und Fabriksgebäuden bedeckt. Dämme wurden hier aufgeführt und Schienenstränge von zwei Eisenbahn-Gesellschaften gezogen, so dass die Physiognomie dieses Platzes nicht mehr zu erkennen ist.

[2]) Die Bewachungs-Mannschaft bestand aus 8 Mann und 4 Unterofficieren, die von einem Lieutenant befehligt wurden.

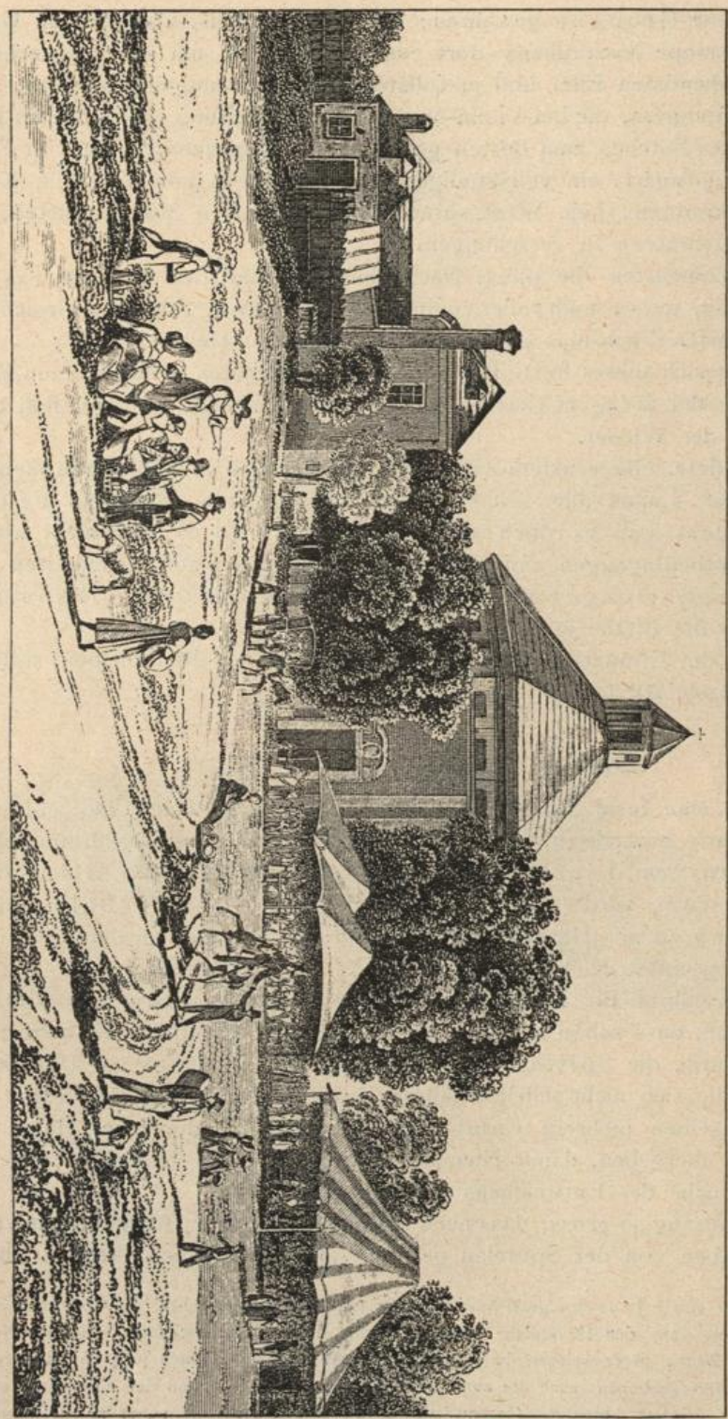


*Fig. 52.* Die Brigittenauer Kirche mit den Zelten des Kirchtages.

Verbindung gebracht war) zum selben Zwecke als Colonie eingerichtet und einem Militär-Commando übergeben werden musste[1]).

Aber trotz all dieser Vorsichtsmassregeln nahm das allgemeine Elend oder »der schwarze Tod« (wie man es nannte) mächtig überhand. Nach Leopold I. Abreise (am 9. August 1679) ergriff allgemeine Angst die Gemüther. Niemand wollte sich zum Krankenwarten oder als Todtengräber gebrauchen lassen und selbst die Aerzte mussten mit Gewalt (unter Militär-Assistenz) verhalten werden, den Kranken beizustehen. Sterbende und Todte lagen zu Hunderten auf öffentlichen Plätzen und die unglücklichen noch mit dem Tode Ringenden wurden häufig auf den nämlichen Wagen mit den Todten aufgeladen und in die geöffneten Pestgruben geworfen. Schulen und andere öffentliche Anstalten wurden gesperrt, selbst die Orte der höchsten Ehrfurcht als Pfuhl der Ansteckung geflohen, und weil alle Kirchen geschlossen waren, wurden die öffentlichen Predigten vor der Säule am Graben, Am Hof und am Hohen Markt abgehalten.

An herzzerreissenden Scenen gab es da in Wien keinen Mangel. Oft sah man kleine hilflose, halbnackte Kinder dem Pestwagen nachlaufen, weil Vater und Mutter von den Pestwächtern hinausgeführt wurden. Nicht selten scheuten die nächsten Verwandten sich, einander

[1]) Diese Militärwache bestand aus einem Corporal und 13 Mann. Auf beiden Inseln wurden **Contumaz-hütten** errichtet, tiefe Brunnen gegraben, zwei hölzerne Capellen mit Altären aufgebaut und zwei Weltpriester (Wagner

zu nähern, und oft flohen die eigenen Gatten, die eigenen Geschwister vor einander, um der Gefahr der Ansteckung zu entgehen. Das Uebel ergriff die Leute so schnell und so unvermuthet, dass nur die leiseste Berührung hinreichte, um nach wenigen Minuten schon die Uebertragung des Ansteckungsstoffes zu verspüren. So erzählt man sich z. B., dass ein bereits erkrankter Bettler einem vorüberfahrenden grossen Herrn auf der Strasse ein Bittgesuch in den Wagen reichte und die Berührung des Papieres genügte allein schon, dass dieser Herr nach wenigen Minuten die Wirkung der Ansteckung verspürte und noch am selben Tage starb.

Unter solchen Umständen war es wohl begreiflich, dass starres Entsetzen alle Gemüther erfasste und ein Jeder, dessen Mittel es gestatteten, aus der Stadt entfloh, dass selbst der türkische Tchauch trotz seines Fatalismus die Flucht ergriff. Das Sterben nahm so überhand, dass fast täglich neue **Pestgruben** vorbereitet werden mussten.[1])

Die im Jahre 1713 ausgebrochene Pest ist zwar mit der obigen vom Jahre 1679 nicht zu vergleichen, war aber immer furchtbar genug. Vom Jänner 1713 bis 1714 wurden (laut der noch bestehenden Sterberegister) 8644 Menschen eine Beute dieser Seuche. Der standhaft in Wien ausharrende Carl VI. that am 22. October 1713 in einer feierlichen Procession von St. Michael nach St. Stefan an den Stufen des Hauptaltars der Domkirche mit laut vernehmbarer Stimme das Gelübde zur Erbauung der herrlichen Carlskirche. Anfangs Februar 1714 war die Seuche erloschen und am 13. März 1714 feierte der Kaiser ein Dankfest und liess jene bekannte **Denkmünze** mit dem damals herrschenden Wiener Witz prägen.

**Wien ohne „W".**

„Die Pest ließ nach in Wien,
Das Best' wird bald erscheinen,
Gott ließ den Kaiser nicht,
Wie er nicht ließ die Seinen".[2])

---

und Weinhappel) beigegeben. Man betrachtete beide Inseln gleichsam als eine Colonie und stattete sie demgemäss (um für alle Bedürfnisse zu sorgen) mit einem Wirthe, einem Bäcker, einem Koche und einem Krämer und zur Besorgung des inneren Verwaltungsdienstes mit einem Obervater, einem Beschauer, einem Schulmeister, vier sogenannten Uebergehern und einem Profossen vollkommen aus.

[1]) Nach urkundlichen Aufschreibungen waren die Grüfte des **alten Lazareths** allein mit 25.000 und jene auf dem **„Bergl"** mit 17.000, auf der **Landstraße neben dem Gottesacker** mit 8.800 und der **Leopoldstadt** mit 4.900, in der **Brigittenau** (nächst der Brigitta-Capelle) mit 9.000. Todten angefüllt. Im Umkreise der alten Wieden waren nicht 70 gesunde Hausgenossen zu finden und im **Starhembergischen Freihause** allein mehr als 300 Todte.

[2]) Diese Denkmünze wurde auf die Befreiung Wiens von der Pest im Auftrage des Kaisers, 1714, in Silber geprägt. Die Avers-Seite enthielt die Ansicht der Stadt Wien und die Revers-Seite den obigen Sinnspruch in sieben Zeilen und die Umschrift lautete: »Wien ohne W« (Wien ohne Weh).